Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 188 (1915)

Artikel: Die Schützenbecher
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655324

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schützenbecher.

Am rechten Ufer des Zürichsees liegt über dem mit Reben bepflanzten Hang ein alleinstehendes Gehöfte, das man das Himmeli nennt. Es hat diesen Namen wohl der erhöhten Lage, noch mehr vielleicht seiner Fruchtbarkeit zu verdanken; denn um das schmucke Haus liegt ein ganzer Wald von Obstbäumen, und der Wein, der an der Halde wächst, ist wohlbekannt am See. Wenn den Bauern dortzulande etwas über die Maßen mundet, so sagen sie: „Es ist gut wie Himmeliwein, man möcht' dran sterben!"

In dem Hause wohnte die Witwe Steppacher mit ihrem Sohn, dem Himmelifritz, und einem Knecht. Den Mann hatte sie schon vor einer Reihe von Jahren verloren und seither nie wieder ans Heiraten gedacht; ihr ganzes Sinnen war darauf gerichtet, den Buben ehrbar groß zu ziehen und ihm das Himmeli zu erhalten. Sie war emsig wie eine Ameise und hielt die Dinge wacker zusammen, drum war sie auch dünn wie eine Ameise, was ihrer guten Laune jedoch keinen Abbruch tat. Die Arbeit schlug an, das merkte sie, und hielt sie am Silvesterabend Musterung über ihre Schätze und konnte sie einen, wenn auch kleinen Zuwachs feststellen, so faßte sie Mut und Heiterkeit für ein ganzes Jahr.

Die Sorgen, von denen sie in früheren Jahren oft geplagt worden war, lernte sie erst wieder kennen, als ihr Fritz zwanzig Jahre alt geworden. Bis dahin hatte sie ihn immer fein säuberlich im Himmeli zu halten vermocht, jetzt aber, nachdem er die Rekrutenschule durchgemacht hatte, wurde er des gleichförmigen, stillen Lebens überdrüssig und suchte an Sonntagen gern im Dorf lustige Gesellschaft auf. Ja, eines Tages trat er vor die Mutter hin und sagte, er müsse in den Schützenverein eintreten und brauche Geld.

„Müssen?" fragte sie.

„Ja, müssen, Mutter, wer Soldat ist, muß einem Schießverein angehören, sonst hat er das Vergnügen, jedes Jahr einmal in die Kaserne einzurücken, um seine Pflichtschüsse abzugeben."

Sie ereiferte sich: „Was nützt auch auf Gottes Erdboden das ewige Pulvern und Knallen, es wäre gescheiter, ihr lerntet etwas besser mit dem Karst und der Sense umgehen, als mit dem nichtsnutzigen ‚Gvetterligewehr'. Wozu braucht man denn schießen zu können, das möcht' ich doch einmal wissen!"

„Hätte der Tell nicht schießen können, so hätte er sein Kind erschossen", erwiderte Fritz, „und wir wären jetzt Schwaben oder Österreicher, und wenn einer auf einem Roß oder in einem Wagen einherkäme, müßten wir uns jedesmal fragen: Soll ich jetzt den Hut ziehen und sagen: ‚Guten Tag, Herr Kaiser', oder ‚Gott grüß' Euch, Herr König' und dabei den Buckel biegen wie beim Rebenheften. Vom Himmeliwein aber würden wir nicht viel zu sehen bekommen, dem wüchsen Räder oder Füße, und er würde vom König und was weiß ich von wem sonst noch verjuchheiet werden."

„Du bist ein Schalksnarr," sagte die Mutter, „so geh, wenn du's doch nicht lassen kannst, aber das sag' ich dir: Wenn du einmal wackelig nach Hause kommst, so lege ich deine Flinte auf den Scheiterstock und striegle sie mit dem Beil."

Ein Jahr später kam der Himmelifritz mit dem ersten Kranz von einem kleinen Schützenfeste nach Hause. Von da an war ihm etwas Neues ins Blut gefahren, die Unrast, die uns die Ruhmsucht gibt. Was für andere die Liebe in diesen Jahren ist, das wurde ihm das Zielschießen, eine wahre Leidenschaft. Schwang er die Sense auf der Wiese, den Karst auf dem Acker oder die Hacke im Weinberg, so sah er sich im Geiste stets im Scheibenstand und erblickte, im Feuer des Schusses, das Absehen, das Korn und das Schwarze der Scheibe, alle drei hübsch aufeinander, wie es sein muß. Am Sonntagmorgen aber nahm er sein Gewehr hervor und machte Zielübungen über den Seeweg nach dem Zifferblatt der Talwiler Turmuhr, denn er hatte Augen wie ein Falke. Am Nachmittag schritt er hinunter nach dem Schützenstand, dabei schlug ihm das Herz so freudig, wie andern Burschen, wenn sie zum Liebchen ziehen. Und hatte er alle Schüsse sauber in die Scheibe gesetzt, so war er für eine Woche froh, wie seine Mutter für ein Jahr froh war, wenn sie am Silvesterabend ihre Dinge in Ordnung gefunden hatte.

Sie hielt auf der Brust in den Armen etwas Blinkendes: es waren 4 silberne Becher.

Fritz mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, als er an einem Abend vor dem Schlafengehen zu der Mutter sagte: „Morgen brauche ich wieder Geld, viel Geld diesmal, ich — ich will um einen Becher schießen." Er sah, wie die Frau bei dem Worte zusammenschrak, und er fragte sie: „Was ist dir?"

Sie erwiderte nichts, sondern stieg auf dem Ofentreppchen in die Kammer hinauf, und er hörte, wie sie oben einen Schrank öffnete und etwas Klirrendes herausnahm. Dem Klange nach waren es keine Münzen, und Fritz wurde neugierig. Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Bald sah er die Mutter das Treppchen herabsteigen, sie hielt vorn auf der Brust in den Armen etwas Blinkendes: es waren vier silberne Becher. Sie stellte sie auf den Tisch und sagte: „Da, Fritz, sieh dir das Geschirr an."

„Du hast Schützenbecher?" fragte er verwundert, nach einem von ihnen greifend; er hatte von den Schätzen keine Ahnung gehabt.

„Ja, sieh dir das Geschirr an", wiederholte sie. Dann nahm sie den einen in die Hand, hielt ihn dem Sohne vor die Augen und sprach langsam: „Das ist ein teures Familienstück, Bub, aus dem Becher hat sich dein Großvater zu Tod getrunken."

Sie sagte es in seltsamem Ton und er trat einen Schritt zurück. Die Witwe ergriff hierauf die drei andern Becher mit beiden Händen, streckte sie wiederum dem Sohne hin und fuhr fort: „Noch teurer müssen dir diese Geschirre sein, aus ihnen hat sich dein Vater zu Tod getrunken."

Fritz war so betroffen, daß er nichts weiter zu antworten wußte, als: „Du spaßest, Mutter, die Becher sind alle wie neu."

„Du mußt es nicht wörtlich nehmen, wie ich es sagte, aber es ist doch wahr. Als dein Großvater diesen Becher nach Hause brachte, da soll er zum erstenmal auf den Füßen geschwankt haben. Er brachte den ersten Becher in unsere Gemeinde; kam er in das Wirtshaus, so pries man ihn und trank ihm zu und nannte ihn Schützenkönig. Das gefiel ihm, das Wirtshaus wurde ihm heimelig und der Wein lieb. Von da an hat er von unserem guten Himmeliwein keinen Tropfen mehr verkauft, er hat ihn selbst getrunken. Von ihm stammt das Wort: Das ist gut wie Himmeliwein, man möcht' dran sterben. Er ist dran gestorben.

Wie es dem Großvater ging, ist es noch einem andern ergangen, doch ich will dir diese Geschichte nicht erzählen, obgleich ich es wohl imstand' wäre, denn der andere war dein Vater selig."

Sie stellte die Becher wieder auf den Tisch und sagte nach einer Weile: „Mich dünkt, wir haben genug solcher Familienstücke, nun willst du hingehen und andere dazu holen. Fritz, mir schaudert vor solchem Silberzeug!"

„Wie kannst du mich für so schwach halten, Mutter? Hast du mich ein einziges Mal betrunken aus dem Schützenverein oder von einem Festchen heimkehren sehen?"

„Bisher waren es nur kleine Anlässe, du bist nie länger als einen Tag fortgeblieben, jetzt aber gehst du in einen andern Kanton, bleibst zwei, vielleicht drei Tage unter leichtem Volk..."

„Es sind alles rechtschaffene Männer."

„Ja, aber die Festluft und der Festwein und das Reden und Singen, und dann das Haschen nach dem Silberzeug, das macht euch den Kopf trüb!"

„Man sieht, daß du noch nie an einem Schützenfest gewesen bist, da geht es viel nüchterner zu, als du denkst, lärmen und über das Maß trinken tun nur die Festbummler und Lotterschützen, denen es nicht drauf ankommt, ob ein Schuß in der Scheibe sitzt oder nicht. Mache es mir jetzt nicht schwerer als nötig. Ich kann nicht zu Hause bleiben, ich habe mein Wort gegeben, die besten Schützen, unser fünf, haben sich zu einer Gruppe zusammengetan, man zählt auf mich."

„So versprich mir, die ganze Zeit nüchtern zu bleiben. Gib mir die Hand darauf, wie bei einem rechtschaffenen Handel."

Er tat es wohlgemut. Sie öffnete die Kommode und reichte ihm das Geld, das er verlangte.

Am andern Morgen sah sie ihm zum Küchenfenster hinaus nach, bis er unten im Dorf verschwand. Sie wurde die trüben Gedanken nicht los. Wenn er nur jede Kugel ins Blaue schösse!

Tags darauf gegen Abend hörte die Steppacherin Musik, die vom See heraufschallte. „Jetzt werden die Schützen kommen", dachte sie und schritt vor das Haus, wo sie die ganze Gegend überblicken konnte. Ein Dampfschiffchen, mit roten und blau und weißen Tüchlein geschmückt, strebte von Zürich herkommend dem Dorfe zu; auf dem Dampfschiffsteg aber funkelte etwas in der Sonne, das waren die Trompeten, deren Schall heraufdrang. Das Schiff landete, großes Freudengeschrei übertönte die Musik, die Schützen mußten sieggekrönt heimkehren.

Der Lärm und die Musik verhallten. Die Steppacherin schaute vom Himmeli ins Dorf hinunter, hoffend, ihren Fritz aus den Häusern und Bäumen hervortreten zu sehen. Sie schaute, zehn, zwanzig Minuten lang, er kam nicht. „Sie sind in die Krone gegangen, nun mag es gut werden."

Die Nacht kam und Stunde um Stunde verging, Fritz erschien nicht; seine Mutter aber

trat jeden Augenblick vors Haus und horchte in die Stille hinaus. Endlich, als es ein Uhr schlug, hörte sie Tritte, die die Halde emporkamen, langsam, unsicher.

Sie trat in die Stube und erwartete den Sohn. Die Haustüre öffnete sich, zwei Hände tasteten sich durch den Gang und suchten nach der Türklinke, dann stolperte Fritz, einen derben Schützenfluch ausstoßend, über die Schwelle und in die Stube

„Du kommst schön zum Vorschein," sagte die Steppacherin ruhig, „hält man so Wort bei euch Schießbrüdern? Pfui!"

Das Wort stach ihn.

„Was haderst du da? Meinst etwa, ich habe zu viel? Ja wohl! Ich, zu viel! Sieh, das hab' ich herausgeschossen!" Dies sagend, zog er mühsam ein Futteral aus der Rocktasche und aus diesem einen blinkenden Becher, den er triumphierend auf den Tisch schlug. „Den hab' ich herausgeschossen, es ist der einzige im Dorf. Wie gefällt er dir?"

Und wieder und wieder fuhr die Axt auf und nieder, bis der Becher zu einer Platte zusammengeschlagen war.

„Wie soll er mir gefallen! Ich wollte lieber, du wärest nicht betrunken."

„Ich? Betrunken? Was faselst du da! Durst hab' ich, Himmelsak... Hol' mir Wein, Mutter, Durst hab' ich, ich will noch eins trinken."

„Geh' ins Bett und schlaf' dich aus, du Weinschütz!"

„Mit wem redest du so? Wart, ich will dir's zeigen! Holst du keinen Wein, so hol' ich mir selber einen Schoppen. Ich will doch sehen, Himmelsak... Ich hab' noch Durst!"

Sprach's, nahm eine Flasche aus dem Eckkästchen und stolperte hinaus und in den Keller hinunter.

Die Mutter sah ihm nach und blickte dann auf den gleißenden Becher.

„Wie der Vater und der Großvater", seufzte sie. „Oh, das verfluchte Geschirr!" Die helle Wut gegen den Becher kam über sie, und ein Gedanke blitzte ihr durch den Kopf: „Was ich einst dem Gewehr verheißen, das will ich dem Becher halten!"

Sie griff hastig danach und schritt in die Küche hinaus. Dort stellte sie das Gefäß auf den Scheiterstock, ergriff das schwere Beil und

wuchtig fuhr das Eisen herab. Der Becher schrie auf wie ein lebendes Wesen. „Ja, schrei nur, ich will dir's gleich austreiben!" Und wieder und wieder fuhr die Axt auf und nieder, bis der Becher zu einer Platte zusammengeschlagen war. Die Steppacherin lachte, ihr war, sie habe den Teufel erschlagen. Ruhig trat sie in die Stube, legte das Silberblech auf den Tisch und setzte sich auf einen Stuhl. Bald darauf trat Fritz wieder herein. „Wo ist der Becher, du mußt daraus trinken. Zweimal haben wir ihn heute verschwellt, jetzt sei's zum dritten."

Da entdeckte er auf dem Tisch das zusammengequetschte Kleinod, das, was noch vor wenigen Minuten sein Stolz gewesen war. „Mutter!" schrie er auf, es zuckte ihm in allen Muskeln, seine Hände ballten sich und erhoben sich drohend über dem Haupte der Frau. Sie blieb ruhig und versetzte kurz: „Dem Gewehr hab' ich's versprochen, dem Becher gehalten." Das Wort entflammte seinen Zorn noch mehr. Er ergriff den zertrümmerten Pokal und warf ihn der alten Frau wuchtig an den Kopf.

Sie sank lautlos vom Stuhl auf den Boden, Blut floß ihr aus dem grauen Haar.

Auf einmal war Fritz nüchtern, er stürzte neben ihr nieder und hob sie in den Armen auf, von Reue erfaßt.

Sie öffnete bald die Augen wieder und sah sich um. In diesem Augenblick fühlte Fritz zwei Dinge, nämlich daß er bösen Wein getrunken und daß er eine gute Mutter hatte und sie liebte.

„Es tut mir leid, Mutter! Bei Gott, es tut mir leid!" stammelte er.

Sie aber, alle Kraft zusammennehmend, richtete sich empor und schritt etwas unsicher, aber den Beistand des Sohnes mit einer bestimmten Gebärde abwehrend, in die Küche hinaus, wo sie das Blut mit kaltem Wasser stillte.

Fritz suchte den zerschlagenen Becher auf dem Boden und warf ihn durchs offene Fenster in die Nacht hinaus.

Als er sich am Morgen erhob, war seine Mutter schon in der Küche. Er bot ihr den gewohnten Gruß, und sie erwiderte ihn. Ein Fremder hätte ihr „Guten Tag" freundlich gefunden; der Sohn aber fühlte wohl, daß etwas Neues in der Stimme der Mutter lag. Beim Frühstück gewahrte er auch, daß in das Auge ein unvertrauter Blick gekommen war, vielleicht keinem bemerkbar als ihm.

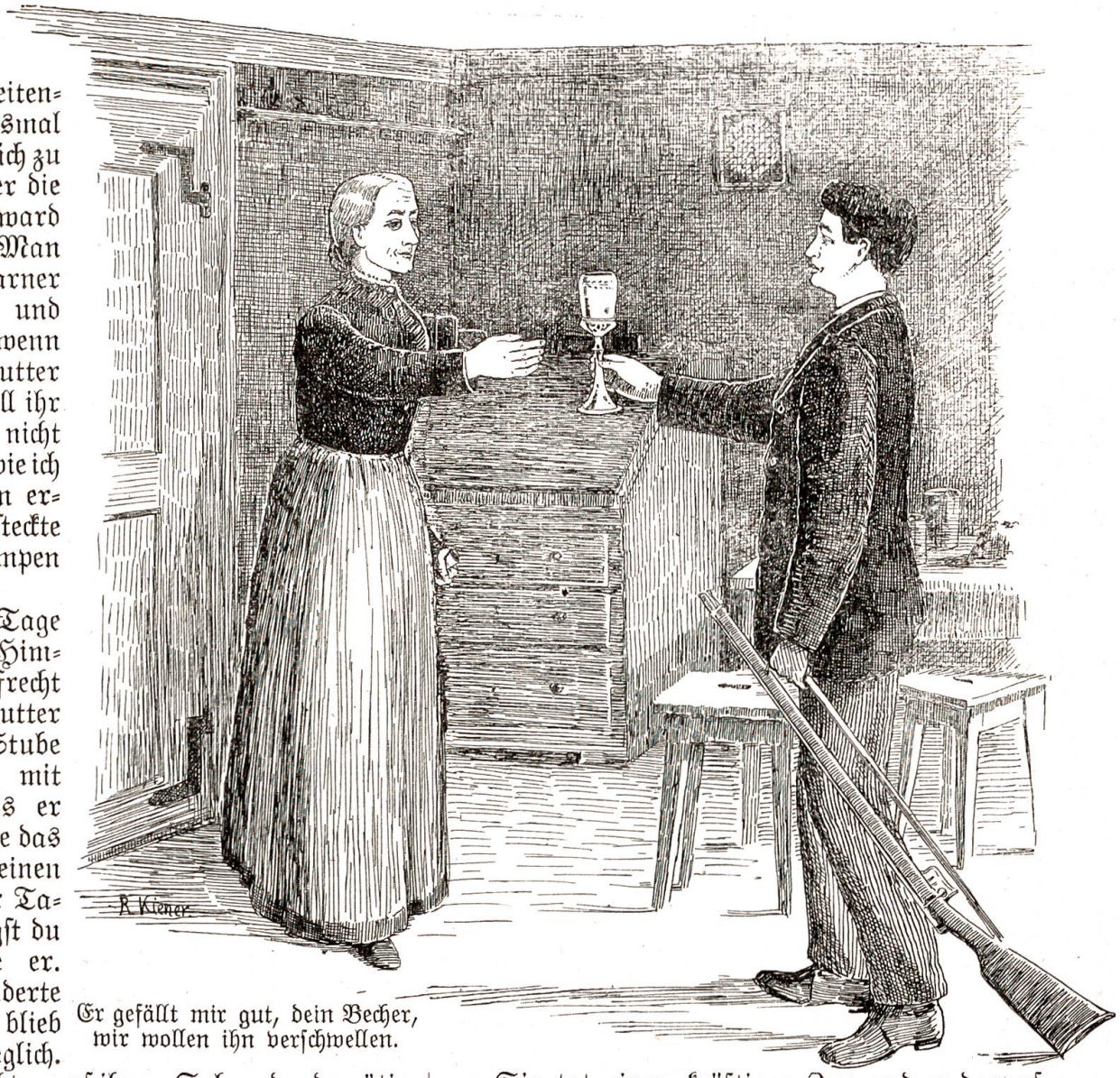
Und so blieb es nun. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war für alle, die ins Himmeli kamen, das nämliche wie einst; Fritz aber wußte es anders und litt unsagbar darunter. Hätte die Mutter nur wieder einmal mit ihm gescholten, wie sie das früher etwa getan. Aber sie sagte kein unfreundliches Wort zu ihm, sie widersprach ihm nie, schlug ihm nichts ab. Daß sie zürnte, bewies sie nur mit einer Handlung: einige Tage nach dem schlimmen Vorfall entdeckte Fritz auf einem Lädlein an der Wand die vier Schützenbecher, in einer Reihe aufgestellt, daneben den zertrümmerten fünften, den der Knecht im Baumgarten beim Mähen gefunden hatte. Wenn nun Fritz am Tische saß und die Augen vom Teller erhob, fielen immer seine Blicke auf das Silberzeug, das ihn vom Gestell ansah wie sein böses Gewissen. Er hätte das Lädlein am liebsten geräumt, aber er wagte es nicht. So vergingen drei Jahre, recht unfrohe: im Himmeli wurde nicht mehr gescherzt und nicht mehr gelacht, man arbeitete und mühte sich ab und sah sich nur ins Gesicht, wenn es nicht anders anging. Die grauen Haare der Steppacherin aber wurden weiß, und das quälte ihren Sohn.

Da kam wieder ein eidgenössisches Schützenfest. Fritz nahm sich vor, es nicht zu besuchen; aber die Vereinsgenossen ließen ihn nicht los, sie konnten ihren besten Schützen nicht entbehren, und da er ihnen wohlweislich verschwieg, warum er keine Festlust habe, betrachteten sie ihn als einen dünkelhaften Menschen, der sich für unentbehrlich halte und recht sehr wolle bitten lassen. Was konnte er tun? Er mußte sich den andern anschließen.

Als er, das Gewehr an der Schulter, das Haus verlassen hatte und dem Dorf zuschritt, fiel ihm auf, daß die Seitentasche seines Kittels schwerer war als sonst. Er griff hinein und zog den zertrümmerten Becher hervor. Einen Augenblick arbeitete der Zorn in ihm, schon

erhob er die Hand, um das Ding zum zweitenmal, und diesmal gründlich, von sich zu schleudern. Aber die bessere Natur ward in ihm Herr: „Man soll einen Warner nicht verachten, und nun gar nicht, wenn er von der Mutter kommt. Ich will ihr zeigen, daß ich nicht so schwach bin, wie ich vor drei Jahren erschien.“ Und er steckte den Silberklumpen in die Tasche.

Am gleichen Tage kehrte er ins Himmeli zurück, aufrecht und fest. Die Mutter saß in der Stube und maß ihn mit den Augen, als er hereinkam. Wie das erstemal zog er einen Becher aus der Tasche. „Was sagst du dazu?“ fragte er.



Er gefällt mir gut, dein Becher, wir wollen ihn verschwellen.

Sie erwiderte erst nichts und blieb lange unbeweglich. Ihre Augen ruhten auf ihrem Sohne, der demütig und doch gerade vor ihr stand. Der Ausdruck ihres Gesichtes wurde allmählich milder, und endlich erhob sie sich, ergriff mit der einen Hand den Becher und mit der andern die Rechte des Sohnes und sagte mit bewegter Stimme: „Er gefällt mir gut, dein Becher, wir wollen ihn verschwellen.“

Sie langte den Kellerschlüssel vom Nagel und ging hinaus. Bald kehrte sie zurück, den Pokal bis zum Rande mit dem besten Himmeliwein gefüllt, den sie im Keller hatte, stellte sich vor Fritz hin und sagte: „Wohl bekomm's!“

„Tu du den ersten Schluck, Mutter, es hat noch keiner daraus getrunken. Wohl bekomm's dir!“

Sie tat einen kräftigen Zug und er darauf einen zweiten, und dabei sahen ihre Augen einander gut und hell an wie einst.

Seither hat Fritz noch mehr als einen Becher herausgeschossen, er hat sie alle im Himmeli mit seiner Mutter verschwellt. Necken ihn seine Freunde, wenn er so frühzeitig aus ihrem Kreise scheidet, pflegt er mit lachenden Augen zu sagen: „Den ersten Schluck aus meinem Becher tut ihr nicht und ich nicht. Lebt wohl!“ Die andern aber stecken, wenn er gegangen ist, die Köpfe zusammen und fragen sich: „Er muß eine heimliche Liebe haben, wo mag sie sein?“